

Hilfe für die Ärmsten

Yves Kugelmann, 10. Juni 2016

Interview mit Sonja Dinner über Wohltätigkeit, Bildungsprojekte und soziale Hilfe der Dear Foundation für Frauen und Kinder in Israel.



Sonja Dinner am Treffen mit Brustkrebs-betroffenen Frauen in Afula, an dem insgesamt 42 muslimische, jüdische und christliche Patientinnen teilnahmen.

tachles: Wie würden Sie als Präsidentin der Dear Foundation in kurzen Worten die Mission und Aufgaben der Stiftung umschreiben?

Sonja Dinner: Sie ist die Verwirklichung der Lebensvision der Stifter – einerseits Hilfe an den Ärmsten im fundamentalsten Sinne wie Bekämpfung von Hunger, Abdeckung von medizinischen Bedürfnissen, Grundausbildung und so weiter, andererseits Unterstützung einer gesunden und prosperierenden Entwicklung des Judentums, vom interreligiösen Dialog bis zur friedlichen Koexistenz. Das sind die zwei Schwerpunkte.

Die Stiftung ist sehr aktiv, lanciert mit Partnern eigene Projekte, versucht aber gleichzeitig, weitere Gelder zu generieren.

Ja, weil wir zunehmend von Unternehmern angesprochen werden, die mit eigenen Firmen ein Vermögen verdient haben und sich durch den Wohltätigkeitsgedanken inspiriert fühlen. Sie wollen aber die Themen Philanthropie nach unternehmerischen und effizienten Grundsätzen umgesetzt sehen, suchen also ein philanthropisches Gefäss, das wie ein privatwirtschaftliches Unternehmen geführt wird. Ich war selbst Unternehmerin, habe meine eigene Firma mit 30 Mitarbeitern geleitet, und auf die gleiche Art führen wir heute die Dear Foundation.

Zeigt sich dies auch bei der Prüfung von Finanzierungsanträgen?

Ja, absolut. Ganz egal, worum es geht, am Schluss lautet die Frage immer: Würde ich das auch mit meinem eigenen Geld finanzieren?

In den letzten zehn Jahren haben sehr vermögende Leute zunehmend Stiftungen errichtet. Würde es nicht mehr Sinn machen, die Gelder in bestehende grosse Institutionen fliessen zu lassen?

Die Zusammenlegung von Stiftungen macht durchaus Sinn – bestes Beispiel dafür ist Warren Buffet, der statt einer eigenen Stiftung die vorhandenen, professionellen Strukturen der Gates-Stiftung unterstützt. Durch die Bündelung der Kräfte erzielen sie mehr Wirkung. Die älteren, traditionellen Hilfswerke haben in den letzten 60 Jahren Fantastisches geleistet, aber viele setzen ihre Mittel zu wenig effizient ein und haben viel zu grosse Strukturen entwickelt. Viele ihrer Mitarbeitenden wissen heute gar nicht mehr, dass sie in einem Hilfswerk arbeiten und mit Spendengeldern bei jeder Investition, Spesen, und so weiter sorgfältig umgehen sollten – sie jetten teilweise für ein einziges Meeting nach New York oder Singapur. Wenn sie das aus der eigenen Tasche bezahlen müssten, würden sie stattdessen skypen.

Müssen aber nicht kleinere Institutionen für die Umsetzung vor Ort mit den Hilfswerken zusammenarbeiten?

Fraglos braucht es die ganz Grossen, wir können mit kleinen Strukturen trotz oft fantastischer Leistungen zu wenig bewegen. Aber die Grossen alleine sind auch nicht die Lösung. Wir suchen bei der Dear Foundation laufend den idealen Schnittpunkt zwischen höchster Professionalität und möglichst vernünftigen Verwaltungskosten.

Hat der amerikanische, puristische Philanthropieansatz à la Bill Gates auch die Motivation der Schweizer Stifter beeinflusst?

Nicht nur jene in der Schweiz, sondern bis etwa nach Russland, wo die Oligarchen seinem Beispiel nacheifern. Heute haben viele verstanden, dass ihnen unmässiger Luxus letztlich auch nichts bringt und Teilen mehr Freude macht. Ein weiterer Faktor ist, dass heute Geldanlagen ohne allzu grosses Risiko nicht mehr viel bringen. Andere wiederum wollen sich ein Denkmal setzen. Was auch immer: All dies mündet in eine Solidarität, wie man sie vor 20, 30 Jahren noch nicht kannte, und das ist eine wunderbare Entwicklung.

Wobei die Pflichtenteilung zwischen Staaten, Hilfswerken und Stiftungen heute manchmal nicht mehr klar zu sein scheint. Wo machen es sich Staaten zu bequem, weil andere in die Bresche springen?

In Amerika beispielsweise ist eben ganz vieles nicht von Staates wegen geregelt, und die ganze Kultur- und Wohltätigkeitsszene lebt vom privaten Sektor. Dann gibt es heute viele Länder, die gleichzeitig zur ersten und zur dritten Welt gehören: Es gibt Ultra-ultra-Reiche, einen kleinen Mittelstand und ein Gros von über 80 Prozent an wirklich Armen. Wenn dort der Staat einfach nicht liefert, muss man eben helfen, auch wenn es um an sich staatliche Aufgaben geht. Natürlich ist es frustrierend, dass durch unsere

Entlastung keine Motivation mehr vorhanden ist, selbst etwas zu machen. Dazu kommt aber jetzt neu zusätzlich die Migrationsbewegung aus Afrika. Aktuell gehen wir von 500 bis 800 Millionen Afrikanern aus, die nach Europa kommen wollen – Europäer gibt es noch 750 Millionen. Deshalb verstehe ich die Forderung der Geberländer, dass diese Staaten in allen Bereichen der Migration kooperativ sein müssen. Der Abfluss junger, gesunder Leute aus Afrika, die ihre Länder aufbauen könnten, es aber deutlich einfacher finden, nach Europa in vorhandene Strukturen zu kommen, ist ein riesiges Problem, denn zurück bleiben die Alten, Gebrechlichen und grosse Zahlen an Behinderten. Eine höchst unsoziale Bewegung, die oft von fehlendem Sachverstand und kurzsichtiger Solidarität gespiesen wird, wenn wir von Ländern, die nicht im Kriegszustand sind, sprechen! Wir können Afrika, Asien und Lateinamerika nicht mit dem Blick eines Europäers beurteilen, sonst müssen wir die ganzen Kontinente aufnehmen. Also gibt es nur einen nachhaltigen und moralisch vertretbaren Weg: Wir müssen den Menschen in den jeweiligen Ländern helfen, eine menschenwürdige Existenz aufzubauen – und auch eine angemessene Eigenleistung einfordern.

Stiftungen können sich ja ihre Projekte aussuchen, und Sie haben schon früher zum Geldtransfer geschrieben, dass vieles nach Afrika fliesst, was dann hier eventuell für die Grundunterstützung etwa armer Kinder in der Schweiz fehlt.

A priori definiert der Stiftungszweck die Aufgaben einer Stiftung. Und der Stifter sucht sich aus, wo er etwas tun will. Durch Datenbanken werden heute zwar vermehrt Transparenz und Synergien geschaffen, aber das Stiftungsgeschäft ist wie jede andere Industrie hoch kompetitiv und die Arbeit in Verbänden teils heikel. Aber wir unterstützen Kooperationen, wenn sie unter dem Strich in der Sache einen Mehrwert schaffen.

Die Dear Foundation ist weltweit tätig. Was sind Ihre Strategien und Schwerpunkte?

Zuallererst – Bildung, Bildung, Bildung. Wir wollen uns nicht verzetteln und konzentrieren uns mit unseren Aktivitäten auf die Regionen Israel-Palästina, Afrika, Asien und Mittel- und Südamerika. Als Themen stehen für uns die Armutsbekämpfung durch Bildung, medizinische Versorgung, Women Empoverment, Verbesserung der Lebensumstände von Kindern sowie religiös-ethische Koexistenz, insbesondere in Israel-Palästina, im Vordergrund. Wir arbeiten nur mit erstklassigen, vertrauenswürdigen Partnern zusammen, die wir selber sorgfältig evaluieren und eng begleiten. Im Rahmen von periodischen Besuchen vor Ort überprüfen wir die nachhaltige Wirkung, die Entwicklung und Qualität der von uns unterstützten Projekte aus erster Hand. Somit stellen wir sicher, dass unsere investierten Mittel den grösstmöglichen Nutzen für die Ärmsten stiften.

Wie gehen Sie damit um, dass Hilfe in Israel immer auch mit Politik zu tun hat?

Nicht nur in Israel, aber speziell dort ist unser Standpunkt, dass es um humanitäre Hilfe geht, und der Fokus unserer Aktivitäten ist vor allem Bildung. Dies gilt sowohl für das arabische wie das ganze jüdische Spektrum. Wir wollen die Chancengleichheit zwischen Arabern, Christen und Juden fördern, aber ganz klar auch zwischen Mädchen und Jungs. Denn sowohl in der arabischen wie in der jüdischen Gesellschaft werden Frauen bildungsmässig stark benachteiligt. Bildung ist der Schlüssel zu allem, und wir wissen, dass es auch ihren Kindern zugute kommt, wenn wir einer Frau in dieser Hinsicht helfen. Leider ist es viel einfacher, ungebildete oder suchende Menschen zu radikalieren als solide zu bilden. Aber wir tun

genau das.

Seit 2009 werden in Israel NGOs durch den Staat mehr und mehr ungnädig behandelt. Spüren Sie das auch?

Ja, sehr wohl. Wir werden teils recht unfreundlich behandelt, ab und an auch mal verhaftet. Aber wir halten daran fest, dass Araber und Juden auf israelischem Staatsgebiet alle die gleichen Chancen haben müssen. Jedes Kind muss Zugang zu gleich guter Schulbildung und die gleichen Möglichkeiten erhalten. Die Gleichbehandlung beider Seiten hat eine enorm wichtige friedensfördernde Wirkung. Wir wollen durch Bildung und Vertrauen der Gewalt und der Radikalisierung auf beiden Seiten möglichst entgegenwirken, was in vielen Fällen erfreulicherweise gelungen ist.

In Jerusalem werden ja die beiden Gruppen getrennt gehalten. Wie gehen Sie damit bezüglich Bildungs- und anderen Kinderprogrammen um?

Wir versuchen auf beiden Seiten durch Bildung auch Toleranz zu schaffen. Schulen oder Heime, die wir unterstützen, müssen jeweils die andere Seite irgendwie würdigen. In Ostjerusalem zum Beispiel machen wir mit Bibliotheken, Sportvereinen oder Computerclubs sehr viel für die Kinder und Jugendlichen, damit sie nicht auf die Strasse gehen und Aggressionen ausleben. Wir erreichen dort mehrere zehntausend Kinder und Jugendliche, und wenn ich vor Ort bin – was häufig der Fall ist –, müssen sie sich immer anhören, dass es wunderbare Juden und Christen gibt. Sie wollen das zwar nicht hören, aber sie müssen es hören.

Wird in den Schulbüchern der Koexistenzgedanke noch gefördert?

Wir stellen fest, dass sich in den letzten drei, vier Jahren die jüdischen Lehrbücher extrem verändert haben. Die Inhalte zu den Palästinensern fehlen entweder ganz oder sind sehr negativ. Und das gilt auch für die andere Seite. Deshalb unterstützen wir aktiv unter anderem Jeschiwas, die auch die Geschichte der Christen und Muslime studieren und zum Beispiel die bisher sechs Hand-in-Hand-Schulen, die einen grossen Zuwachs haben. Jede Klasse vom Kindergarten bis zur Matur ist halb-halb; die jüdischen Kinder lernen im Kindergarten Arabisch, die palästinensischen Hebräisch, und gemeinsam lernen sie Englisch. Und sie haben nie ein Problem miteinander.

Haben die Schulen eine staatliche Anbindung?

Sie haben eine staatliche Anerkennung, ohne das staatliche Engagement, das wir uns dafür eigentlich wünschen. Der Plan ist trotzdem, das Konzept stark auszubreiten, und wir suchen dafür weitere Donatoren, die mit Geld einbringen wollen. Denn die Segregation muss aufhören!

Ein zentrales Projekt ist das Brustkrebs-Zentrum im Clalit Emek Hospital Afula. Wieso ist dieses Projekt so wichtig und wäre so ein Zentrum nicht Aufgabe des Staates?

Wir tragen dort den Bau des Comprehensive Breast Care Center massgeblich mit. Brustkrebs betrifft alle

Frauen und Männer, und in Israel gibt es eine sehr hohe Rate auf arabischer wie jüdischer Seite. Dies, weil die betroffenen Frauen nicht gut aufgeklärt sind und es ein Tabu ist, sich selbst abzutasten, womit eine der wichtigsten Früherkennungsmöglichkeiten entfällt. Wir haben für ein Filmprojekt 42 betroffene Frauen für 2,5 Tage am Toten Meer zusammengebracht: Jüdinnen jeglicher Couleur, Muslima, Christinnen, Äthiopierinnen, und wir konnten einmal mehr feststellen: Wenn es um Kinder oder um Krankheit geht, werden alle Menschen gleich und überwinden alle Grenzen. Die dort gebildete Frauengruppe hält noch heute eisern zusammen, die Frauen unterstützen sich gegenseitig, und es sind daraus sehr viele Selbsthilfegruppen entstanden, durch die vor allem in der arabischen und der orthodoxen jüdischen Welt Netzwerke gegründet wurden, in denen man neuerdings miteinander über Krebs redet. Wir haben dadurch bis heute viele schwerere Erkrankungen verhindern oder zumindest mildern können.

Sie arbeiten bereits in unzähligen Projekten. Wenn Sie sich aber ein neues wünschen könnten, was würde es beinhalten?

Es wäre weniger ein eigentliches Projekt, sondern ich würde mir wünschen, dass man die vielen Gelder von Privaten und von staatlicher Seite besser kanalisieren und viel effektiver einsetzen würde. Wenn man damit nur ein Prozent mehr Wirkung erzielte, hätte dies einen riesigen Einfluss, sei es im Bereich Gesundheit oder Bildung. Auf Israel bezogen wäre mein Traum allerdings, dass es an meinem 90. Geburtstag 90 Hand-in-Hand-Schulen geben würde. Dann wäre das Konzept langsam ein Standard. Das bedeutet 84 weitere Schulen, aber ich habe ja doch noch ein paar Jahre. Aber wir arbeiten daran.

www.dearfoundation.ch